Der Weihnachtsabend.*)

Eine Geistergeschichte nach Charles Dickens.

1. Marleys Geist.

„Marley und Skrooge," so hieß vor Zeiten ein großes Geschäftshaus in London. Die zwei waren seit vielen Jahren Handlungsgesellschafter und hatten, da beide unverheiratet waren, ein großes Vermögen erworben, das sie sich gegenseitig testamentarisch verschrieben. Freunde hatten sie keine und Freude an nichts anderem, als an Geld. Natürlich waren sie damit dem Teufel der Habsucht und dem Geiz verfallen.

Eines Tages starb nun Marley. Skrooge war sein einziger Erbe, sein einziger Freund und sein einziger Leidtragender. Und Skrooge war von dem traurigen Ereignis nicht so entsetzlich berührt, daß er selbst an dem Begräbnistage nicht ein vortrefflicher Geschäftsmann gewesen wäre und ihn mit einem unzweifelhaft guten Handel gefeiert hätte.

Skrooge ließ Marleys Name nicht ausstreichen. Noch nach Jahren stand über der Tür des Speichers „Skrooge und Marley." Unter diesem Namen war die Firma bekannt. Und um die Firma ging es Skrooge, denn ob die Leute ihn Skrooge oder Marley nannten, war ihm ganz gleich, eine Persönlichkeit war der ganze Mann ja nicht, sondern nur „Geschäft".

Und wo er sich einmal als Persönlichkeit geltend machte, war er ein wahrer Blutsauger, ein gieriger, zusammenscharrender, festhaltender, mitleidsloser geiziger alter Sünder: hart und scharf, wie ein Kiesel, aus dem noch kein Stahl einen warmen Funken geschlagen. Die Kälte in seinem Herzen machte seine alten Züge erstarren, seine spitze Nase noch spitzer, sein Gesicht voll Runzeln, seinen Gang steif, seine Augen rot, seine dünnen Lippen blau — alles verriet eisige Kälte und Kälte klang auch aus seiner krächzenden Stimme heraus.

Niemals trat ihm jemand auf der Straße entgegen, um mit freundlichem Gesicht zu ihm zu sagen: „Mein lieber Skrooge, wie gehts?" Kein Bettler sprach ihn um eine Kleinigkeit an, kein Kind frug ihn, wie viel Uhr es sei, kein Mann und kein Weib hat ihn je in seinem Leben um den Weg gefragt. Selbst der Hund des Blinden schien ihn zu kennen und wenn er ihn kommen sah, zupfte er seinen Herrn, daß er in ein Haus trete, und wedelte dann mit dem Schwanze, als wollte er sagen: Blinder Herr, kein Auge zu haben ist noch besser als ein böses, wie dieser Alte da.

Doch was kümmerte das Skrooge? Gerade das gefiel ihm. Unbehelligt von jedem der Unterstützung bedürftigen Menschen die Pfade des Lebens zu wandeln und jedem menschlichen Gefühl zu sagen: Bleib weg. Das war, was Skrooge gefiel.

Einmal, es war von allen guten Tagen im Jahre der beste, der Christabend, saß der alte Skrooge in seinem Büro. Es war draußen schneidend kalt und nebelig, und er konnte hören, wie die Leute auf dem Pflaster schnaufend auf und nieder gingen, die Hände zusammenschlugen und mit den Füßen stampften, um sich zu erwärmen. Es hatte eben erst drei geschlagen, war aber ganz finster. Den ganzen Tag über war es nicht hell geworden, die Gaslaternen brannten schon und ihre Lichter lagen wie rote Flecken in der dicken Luft. Der Nebel drang durch jede Spalte und umhüllte da draußen Wagen und Menschen mit einer grauen Hülle, daß es aussah, als bewegten sich lauter Geister am Fenster vorüber.

Die Tür von Skrooges Büro stand offen, damit er seinen Kommis beaufsichtigen könne, der in einem unheimlichen feuchten Raum, einer Art Burgverlies, Briefe kopierte. In Skrooges Stube war es kalt, aber in der des Kommis noch kälter und das Feuer auf seinem kleinen Oeschen so klein, daß es wie eine einzige Kohle eines Rauchfasses aussah. Er durfte nicht nachlegen, denn Skrooge hatte den Kohlenkasten in seinem Zimmer, und wenn der Kommis mit der Kohlenschaufel hereinkam, um etwas für die Feuerung zu holen, bekam er so viel Grobes über Verschwendung und Weichlichkeit zu hören, daß er froh war, so schnell wie möglich den Rückzug antreten zu können.

„Fröhliche Weihnachten!" rief auf einmal eine heitere Stimme. Es war die Stimme von Skrooges Neffen, der eben, vom schnellen Laufen ganz erhitzt, mit frischem, frohen Gesichte bei dem Alten eintrat.

„Bah", sagte Skrooge, „fröhliche Weihnachten, dummes Zeug."

„Weihnachten, dummes Zeug, Onkel?" erwiderte Skrooges Neffe, „das kann nicht Ihr Ernst sein."

„Es ist wohl mein Ernst", sagte Skrooges. „Fröhliche Weihnachten? was hast Du für ein Recht, fröhlich zu sein? Du bist doch wahrlich arm genug."

„Nun," antwortete der Neffe heiter, „was haben Sie denn für ein Recht, griesgrämig zu sein, Sie sind doch wahrlich reich genug? Und wenn ich auch nicht so viel Geld habe wie Sie, bin ich doch nicht arm. Ich habe eine liebe Frau, prächtige Kinder, und mein Auskommen mit meiner Familie — und auch noch so viel übrig, daß der arme Mann und die barmherzige Schwester nicht mit leeren Händen fortgehen aus meinem Hause."

„Bah", machte Skrooge wieder, „ich lebe in einer Welt voll Narren. Fröhliche Weihnachten," sagen diese Menschen, sie sollten besser nachsehen, ob sie ihre Rechnungen bezahlt hätten und mir nichts schuldig wären, wie viel sie aufgesteckt in diesem Jahre und ob sie nicht durch ihre Unklugheit um einige hundert Mark betrogen worden wären und durch ihre Weichheit gegen einen Armen um so und so viele Mark sich selbst ärmer gemacht hätten."

„Fröhliche Weihnachten, Adieu Onkel," rief der Neffe, der schon die Türe in der Hand hatte. Und draußen auf der Treppe reckte er sich, als wolle er den frostigen Reif abschütteln, den der liebslose, geizige Alte in seiner kalten Stube mit seinem eisig kalten Atem ihm auf den Rock geblasen. — Aber an der Haustür blieb er noch stehen, um mit einem „Fröhliche Weihnachten" den Diener zu begrüßen, der bei aller Kälte doch noch wärmer, als der reiche Skrooge war, denn er gab den Gruß freundlich zurück.

„Auch ein Kerl", brummte Skrooge, der es hörte. „Mein Diener, mit 15 Schilling die Woche und Frau und Kindern, spricht von „Fröhliche Weihnachten". Auch einer von den Narren."

Eben ließ der Diener noch zwei wohlangesehene Herren herein: „Haben wir die Ehre, mit Mr. Skrooge oder Mr. Marley zu sprechen?"

„Mr. Marley ist seit sieben Jahren tot. Er starb gerade heute vor sieben Jahren," antwortete Skrooge.

„Aber gewiß dürfen wir Ihre bekannte Freigebigkeit für unsere alljährliche Weihnachtskollekte in Anspruch nehmen? Wir erlauben uns, hier die Liste vorzulegen. Sie sehen, alle bedeutenden Firmen haben sich mit einem großen Beitrag eingezeichnet."

„Was, eingezeichnet," sagte Skrooge erregt. „Narrheit, die Bettelei noch mehr unterstützen, haben wir nicht genug Vagabunden im Lande und zumal hier in London? Ich zahle für Armenhäuser und Gefängnisse meine Steuer und zwar über mein Vermögen. Dahin sperrt die Tagediebe und Faulenzer. Arbeiten sollen sie, wie ich alter Mann es auch tun muß, und wenn sie das nicht wollen, dann überlaßt sie ihrem Elende, ihr Tod vermindert die überflüssige Bevölkerung."

*) Wir möchten zu dieser Erzählung gleich bei Beginn einige Bemerkungen machen. Mit der Auswahl der Erzählungen für unser Sonntagsblatt ist es eine heikle Sache. Der Lesertreis ist zu verschieden. Der eine will was Frommes, der andere was Heiteres, der was Rührseliges, jener was Sensationelles, Aufregendes, der eine — die meisten — eine Liebes-, der andere eine Mordgeschichte. Dabei ist das Bedauerliche, daß es manche Leser gibt, die nur der Erzählung auf der vierten Seite Beachtung schenken, also das Sonntagsblatt nicht höher werten, als ein gewöhnliches, der Unterhaltung dienendes Blatt. Wenn die Leser aber nicht mehr von ihm verlangten, legten wir noch an diesem Tage die Feder nieder, denn den Kurzweilmacher spielen zu sollen, dafür ist uns 1) unsere Zeit viel zu kostbar und 2) unsere Auffassung für das, was auch uns Katholiken, was Lektüre angeht, not tut, viel zu ernst. Wie man es aber nicht allen recht machen kann, dafür zwei Beispiele.

Vor längerer Zeit schrieb uns eine Frau aus Neuß energisch: „Nun aber mit den „Ein paar Wochen im Süden" Schluß. Jedesmal, wenn ich die Ueberschrift sehe, werfe ich erzürnt das Blatt weg. Das Sonntagsblatt ist doch nicht für die Reichen! Ja die Reichen! Die lesen es doch nicht." Ich mußte lächeln über den freundlichen Erguß, besonders auch wegen der heute so beliebten Anspielung auf die Reichen. Wenn die erzürnte Leserin außer in die Erzählungen ihr Mäschen nur das eine oder andere Mal auch in die sechs ersten Spalten des Sonntagsblattes gesteckt hätte, so würde sie gefunden haben, daß dem Redakteur kein Vorwurf ungerechter gemacht werden kann, als, er sei kein Freund der Armen. — Ein zweites Beispiel: Die Erzählung: „Der Weihnachtsabend", die wir heute beginnen, haben wir im Jahre 1905 zu Köln im Rh. Sonntagsblatt gebracht. Bei der dritten Fortsetzung schrieben wir eine Anmerkung, die auch heute noch gut zu lesen ist:

Eine geschätzte Leserin, sie nennt sich „Annemarie", teilt uns auf offener Karte mit, sie sei von dieser Geschichte „wenig erbaut." Das wundert uns nicht, denn nach den vielen Schreibfehlern zu urteilen, die sie auf der Karte zum besten gibt, ist sie auf dem Gebiete der Schriftstellerei wenig zu Hause. Sicher ist ihr ein Herr Charles Dickens im Leben noch nicht vorgestellt. Was braucht der Mann auch einen solchen Namen zu haben? Karl, das geht noch, aber Dickens?! Uebrigens ist er kein Kölner und, weil nicht mehr unter den Lebenden, auch nicht mehr zu haben.

Die Erzählung selbst ist eine der schönsten, die je geschrieben worden sind, und gerade sie hat ihrem Verfasser einen Ehrenplatz unter den besten Dichtern aller Zeiten verschafft. Erbauliches aber ist sehr viel in dieser Erzählung. „Geld allein macht nicht glücklich, und wer es besitzt, hat die Pflicht, sich der Armen zu erbarmen". Das ist der Grundgedanke, der die scheinbar so einfache und an dichterischen Schönheiten so reiche Geschichte beherrscht.

Die Erzählung erschien zuerst im Jahre 1843 und von ihr wird erzählt: „Der Weihnachtsabend hatte größeren Erfolg, als alles, was der Dichter bis dahin geschrieben hatte. Niemals wurde den Armen und Bedrängten in England mehr Gutes erwiesen, als an jenem Weihnachtsfeste 1843, als Dickens kleine Erzählung unzählige Menschenherzen so tief ergriffen hatte." Vielleicht versöhnt sich nun unser beliebtes Annemariechen mit der Erzählung und überzeugt sich zuletzt sogar, es könne auch eine Erzählung eine ganz ausgezeichnete Predigt sein.

Güldene Brockensammlung.

Ich ging in dieser Herbsteszeit — So manchmal durch die Fluren — Sah auf den Feldern weit und breit — Der Ernte reiche Spuren — Bald schlug des Mähers starke Hand — Dem Halmfeld breite Narben — Und die gefall'nen Aehren band — Das Mägdelein zu Garben — Dann stellt man diese all zu Hauf — Und als sie trocken waren — Nahm sie der Erntewagen auf — Um schnell sie heimzufahren — Er schwankt ob seiner schweren Last — Der hochgetürmte Karren — Das Pferd muß oftmals halten Rast — Als zög es Goldes-Barren — Der Bauer steht im Tor und lacht — Ob dieser reichen Ernte — Denkt er, wer wohl sie ihm bedacht — O, daß er danken lernte — Und nun in seinem Reichtum auch — Gedächt' der vielen Armen — Und hätt' nach echtem Christenbrauch — Mit ihnen recht Erbarmen — Hernach könnt' ich auf nackter Flur — Viel Frau'n und Kinder finden — Es sind zwar wenig Aehren nur — Die sie zum Bündel binden — Und doch, wie froh gehn sie nach Haus — Und freu'n sich des Gewinnes — Kommt auch beim Drusch nicht viel heraus — Sie nehmen dankbar hin es. — So geh auch ich noch über Land — Mit meinem kleinen Säckchen — Halt bei den Leuten auf die Hand — Und bitte um ein Bröckchen — Gott, der euch heut das Erdenbrot — In reichem Maß wollt schenken — Wünscht nun, daß der Diasporanot — Ihr möget auch gedenken — Mit sorgen, daß das Himmelsbrot — Ein würdig Plätzchen finde — Damit in Freud und in der Not — Es Heil den Menschen künde.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß 6 Mark in Silber.
Ungenannt von Kaarst ein Ring, ein Kreuzchen, 4 Mark in Silber.
Ungenannt von Neuß eine Uhrkette und Brosche.
Ungenannt von Neuß 1,50 Mark in Silber, 1 Kreuzchen, 1 Brosche und Kleinigkeiten.
Von Cöln-Lindenthal im Sinne eines Verstorbenen zwei Goldstückchen, 30 Mark.

Für Heidenkinder: 25 Mark auf den Namen Maria aus Kaarst.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.

Nr. 41. Sonntag, 12. Oktober. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 12. Oktober: Maximilian.
Montag, 13. Oktober: Eduard.
Dienstag, 14. Oktober: Calixtus.
Mittwoch, 15. Oktober: Theresia.
Donnerstag, 16. Oktober: Gallus.
Freitag, 17. Oktober: Hedwig.
Samstag, 18. Oktober: Lucas Ev.

Sonntagslesung.

Höre demütig auf Gottes Wort.

Mein Sohn, höre meine Worte; denn sie sind Geist und Leben. Sie haben an Sittlichkeit nicht ihresgleichen und übertreffen an Weisheit die der Gelehrten und Weisen dieser Welt. Wer diese meine Worte aber verstehen will, darf sie nicht nach seinen eigenen Neigungen verdolmetschen. Sie wollen in Demut mit aller Inbrunst des Herzens aufgefaßt werden.

Leider haben viele für mein Wort nichts als taube Ohren und verschlossene Herzen, sie hören lieber auf die Welt und folgen ihren Lüsten, folgen lieber dem eigenen als Gottes Willen.

Die Unverständigen! Um wertlose Dinge laufen sie sich müde, mühen und plagen und zanken sich um jede Kleinigkeit, aber für ein Gut, das ewig währt, für die höchste Ehre, für ein unvergängliches Glück sich auch nur ein wenig zu bemühen, dazu sind sie zu träge.

Was ich versprochen habe, das werde ich geben, was ich gesagt habe, das werde ich erfüllen, wenn mir je einer in Liebe treu bleibt bis zum Ende. Ich bin's, der alle Guten reichlich belohnt. Wer aber mein Wort kennt und es verachtet, der findet schon seinen Richter am jüngsten Tage.

Thomas von Kempen III. 3.

Traurig! um geringe Pfänder
Läuft man Wege voll Beschwerde,
Aber um das ew'ge Leben
Weicht der Fuß nicht von der Erde.

„Der auf einem Bette lag."

Der Gichtbrüchige, der von mitleidigen Menschen zu Jesus gebracht wurde, litt an einem doppelten schweren Leiden. Er war krank am Leibe und an der Seele. Daß er auch an der Seele krank, d. h. mit schwerer Sünde belastet war, zeigte der göttliche Heiland, indem er ihn von dieser Krankheit befreite mit den Worten: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Erst heilte der Herr dieses geistige Leiden, weil es das schlimmere und gefährliche war, dann machte er den Gichtbrüchigen auch am Leibe gesund, indem er sprach: „Steh auf, nimm dein Bett und wandle!"

Vielleicht war das körperliche Leiden des Gichtbrüchigen eine Strafe für seine Sünden, da Gott die Sünde schon in diesem Leben oft straft; es war dann freilich eine Strafe, die eigentlich mehr eine Gnade zu heißen verdient, da sie Anlaß wurde, daß der Mann zu dem Erlöser gebracht wurde und Vergebung seiner Sünden fand. Jedenfalls war die Krankheit ein Bild der Sünde, und der Zustand seines Leibes deutete den Zustand seiner Seele an.

Da lesen wir nun, daß der Gichtbrüchige auf einem Bette lag. Er war also gelähmt und völlig hülflos, so daß er nicht stehen und gehen konnte. Das ist recht bezeichnend für den Zustand der Seele in der schweren Sünde. Mit der Gnade und Gotteskindschaft verliert der Mensch das Anrecht auf den Himmel und die Fähigkeit, verdienstliche gute Werke zu verrichten. Wohl kann er natürliche gute Werke verrichten, da die Sünde nicht jedes Gute auslöscht in der Seele. Er kann z. B. aus Mitleid ein Almosen geben, und das ist keineswegs wertlos, da es ihm zum mindesten einen natürlichen zeitlichen Lohn bringt oder auch seine Seele vorbereitet für die Gnade der Bekehrung. Darum ist es immer tröstlich zu sehen, daß Christen, die auf Abwege gekommen sind, ein mildes Herz zeigen und viel Gutes tun. Es läßt hoffen, daß sie den Weg zu Gott zurückfinden werden. Aber Lohn im Himmel haben sie dafür nicht zu erwarten, denn ihre Werke haben keine übernatürliche Verdienstlichkeit. Sie erwerben mit solchen natürlich guten Werken auch noch keinen Anspruch auf die Bekehrungsgnade, denn man kann durch natürlich Gutes nicht etwas Uebernatürliches verdienen.

Es ist nun weiterhin möglich, daß der Sünder mit Hülfe der göttlichen Gnade etwas übernatürlich Gutes vollbringt; er kann sich z. B. im Glauben und Vertrauen, im Gebete und in Reue zu Gott wenden, und das sind übernatürliche Akte, die der Mensch nicht mit seinen Kräften allein, sondern nur mit Hülfe der Gnade vollbringen kann. Solche Seelenakte sind wertvoll und kostbar, sie sind die ersten Schritte zur Wiedervereinigung mit Gott — aber auch diese Akte, auch das Gebet des Sünders hat kein Verdienst für die Ewigkeit, weil er noch in der Ungnade ist. Nur diejenigen guten Werke, die im Stande der heiligmachenden Gnade verrichtet werden, können verdienstlich sein für die Ewigkeit.

Warum? Woher kommt denn alle Verdienstlichkeit? „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben", spricht der Herr, „wer in mir bleibt, bringt viele Frucht". Das ist die Antwort. Auf Christi Verdienst gründet sich die Verdienstlichkeit der göttlichen Werke, darum müssen wir mit Christo in lebendiger Vereinigung und Verbindung stehen, wenn unsere Werke verdienstlich sein sollen. Wie der Rebe alle Kraft und aller Lebenssaft vom Weinstocke zufließt, so uns von Christo, wenn wir durch die Gnade mit ihm verbunden sind. Wie die Rebe verdorrt und keine Frucht mehr bringt, wenn sie vom Weinstocke getrennt ist, so ist es mit uns, wenn wir durch die schwere Sünde von Christo getrennt sind. Darum kommt auch alle Ehre dem Herrn zu, und darum ist die Lehre von den guten Werken und ihrer Verdienstlichkeit nicht eine stolze Lehre, wie die Feinde unserer Kirche sagen, sondern eine ganz demütige Lehre.

So ist der Sünder an der Seele gelähmt und hilflos, daß er nichts, gar nichts arbeiten und verdienen kann für den Himmel. Wie der Gichtbrüchige bewegungslos auf dem Bette lag und fremde Hilfe nötig hatte, so steht es auch mit dem Menschen in der Ungnade. O kostbare Zeit, die verloren geht, und die vielen Gelegenheiten, Schätze zu sammeln und Reichtum zu erwerben für die Ewigkeit! Welch trauriger Zustand! Den armen Menschen, den ein schweres Leid an das Krankenbett fesselt, bemitleiden wir mit Recht, der Sünder ist noch viel bemitleidenswerter. Die Freunde brachten den Gichtbrüchigen zu Jesus, daß er ihn heile, und da der Herr ihren Glauben sah, willfahrte er. So sollen wir den Sünder vor den Herrn bringen, insbesondere, wenn er uns nahe steht, und wir können es durch das Gebet.

„Steh auf", sprach der Herr, und der Kranke stand auf. Ebenso hatte die kranke, gelähmte Seele sich erhoben in neuer Gesundheit und Kraft, als der Herr die Worte sprach: „Deine Sünden sind dir vergeben". Dies Wort hat der Herr gesprochen, da er ihren Glauben sah; es war nicht bloß der Glaube der Träger und Freunde, sondern an erster Stelle der Glaube des Gichtbrüchigen. Nur wenn die Seele gläubig und vertrauend, bereuend und verlangend dem Herrn sich zuwendet, den Anregungen der zuvorkommenden Gnade folgend, wird sie Heilung finden.

Was sich zu Kapharnaum ereignet hat, wiederholt sich viel tausendmal an kranken Seelen in der Kirche, denn des Herrn Güte hat nicht abgenommen.

Kriegsgedanken nach dem Kriege.

Generalfeldmarschall Moltke erklärte einst den Krieg für einen Teil der „von Gott gewollten Ordnung". Und ein berühmter Rechtsprofessor an einer Universität meint in einer Schrift, die den Titel trägt: „Recht und Grenzen der Menschlichkeit im Kriege": Der Krieg ist nötig zur Erreichung der großen Gesamtaufgaben; die Menschheit kann seine Zucht nicht entbehren. Der Krieg ist trotz der unendlichen Leiden, welche er über einzelne verhängt, wegen seiner unentbehrlichen (!) Wohltaten für die Gesamtheit an sich nichts Inhumanes."

Solches und ähnliches konnte man zu Beginn des letzten Krieges vielfach hören und lesen, und wer nicht frischfroh sich für den Krieg begeistern konnte und wollte, den sah man wohl als Feigling und Vaterlandsverräter, jedenfalls als einen weltfremden Idealisten an. Wie weit aber mußte die geistige Verwirrung und Verirrung gekommen sein, um solche Sätze aussprechen zu können!

Die Kriege sollen zu „der von Gott gewollten Ordnung" gehören? O nein! „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten, wie dich selbst". Hierin besteht die von Gott gewollte Ordnung und das Gesetz für die Menschheit. Der Krieg ist das Gegenteil davon, er ist die Verneinung der Liebe, der Krieg verhält sich zum Willen Gottes genau so, wie Sünde und Verbrechen. Gott läßt sie zu, weil er dem Menschen die Freiheit und damit auch die Möglichkeit gegeben hat, gegen seinen Willen zu handeln, aber zu der von ihm gewollten Welt- und Lebensordnung gehören sie nicht.

Der Krieg ist, wie jede Form des Angriffes auf Eigentum und Leben des Nächsten selbst Sünde und nur in jenen Fällen erlaubt, wo auch im Privatleben die Notwehr Platz greifen kann.

Aber selbst in solchen Fällen ist es ein großes Unglück, und diese Wahrheit hat sich auch dem sittlichen Bewußtsein des Volkes tief eingeprägt. Das Volk sieht in jedem Kriege ein schweres Uebel, eine harte Strafe für Sünde und Schuld und hält ihn mit Hungersnot und Pest für eine Geißel, um deren Abwendung wir mit besonderem Nachdruck in der Allerheiligenlitanei beten: Vor Pest, Hungersnot und Krieg, bewahre uns, o Herr!

Man hat, Moltke nachsprechend, zu Anfang der Kämpfe von allerhand Segnungen des Krieges zu erzählen gewußt; derselbe bringe viele glänzende Seiten und Tugenden des Menschengeschlechtes zur Entfaltung. „Der Krieg schützt" schreibt ein gelehrter Professor, und andere sagten und schrieben es ihm nach, „vor genußsüchtiger Erschlaffung, vor dem Fluche der Tatenlosigkeit und eklen Versinken in Materialismus, er erhält die sittlichen Kräfte des Volkslebens lebendig: Mut, Gehorsam und Ehrgefühl".

Und was sehen wir von alledem im Kriege wahr geworden? Nichts und auch gar nichts. Oder ist die Welt weniger genußsüchtig, ist sie tatenfreudiger geworden? Hat sie sich aus der materialistischen Denkweise heraus und zu höheren Anschauungen emporgehoben? Wo ist der Gehorsam, die Achtung vor der Autorität, wo das Ehrgefühl geblieben?

Vor 50 Jahren hat der berühmte englische Schriftsteller Gibbon die Behauptung aufgestellt: Die heutige Zivilisation könne nicht mehr verloren gehen, weil es an Barbaren fehle, welche die Macht besäßen, unsere Länder zu zerstören. Und doch sind die Zerstörungen in den Ländern, wo der letzte Krieg gewütet, größer, als die, welche einst Vandalen und Hunnen angerichtet. So siehts mit der über alles gepriesenen Zivilisation und den Errungenschaften der Kultur aus.

Die Kriege in alter Zeit waren vielfach Raub- und Beutezüge. Jetzt setzt sich sogar nach dem Kriege im Wucher und Schiebertum der Beutezug fort, und nicht etwa die Krieger, sondern der gewöhnliche Bürger und Bauer machen diesen Beutezug oft gewissenlos mit.

Um die Tugenden des Mutes, des Gehorsams und des Ehrgefühls zur Entfaltung zu bringen, dazu ist der Krieg völlig entbehrlich. In den gegenseitigen Beziehungen der Menschheit zueinander ist ein so ergiebiges Feld zur Betätigung dieser Tugenden gegeben, daß es hierzu wahrhaftig des Krieges nicht bedarf.

Um vor Erschlaffung und Genußsucht, vor Materialismus und Tatenlosigkeit zu schützen ist die Liebe viel geeigneter, als der Haß, sind die Werke christlichen Wohlwollens und der Versöhnlichkeit, viel wirksamer, als das Losschlagen im Kriege.

Es gehört viel mehr sittliche Kraft, Mut und Energie dazu, sich zu dem Armen und Hilflosen niederzubeugen, ihn in seinem Elende aufzusuchen, ihn aufzurichten und wieder zu einem tätigen Mitgliede der Gesellschaft zu machen, als in den Krieg zu ziehen.

Es gehört mehr Gehorsam und heldenmütige Selbstüberwindung dazu, jahraus, jahrein dem Dienste des Elendes im Spitale sich zu widmen, als auf dem Schlachtfelde tapfer zu sein. Viel mehr Heroismus erfordert der Entschluß, auf alles im Leben zu verzichten und sich dem Ordensleben zu weihen, als das Leben im Schlachtengewühle zu riskieren. Die Feigsten bringen es über sich, mit dem Feinde um das Leben zu spielen. Aber täglich ohne jede Aussicht auf das eiserne Kreuz irdischer Anerkennung und irdischen Lohnes opferfreudig sein Leben für die Menschheit einzusetzen, das gehört zu den Dingen, die Herzblut kosten.

Selbst der Gottesleugner und Kirchenhasser Voltaire sah sich genötigt, zu gestehen: „Es gebe nichts Größeres als das Opfer der Jugend, der Schönheit und nicht selten hoher Geburt seitens des zarten Geschlechtes, um in den Spitälern dem Zweck der Linderung aller Arten des Elendes sich zu weihen, dessen Anblick für unseren Stolz so demütigend, für unsere Weichlichkeit so abstoßend ist."

Hoffentlich ist die Welt für immer belehrt, daß Völkerhaß und Krieg nichts Gutes mit sich führen, hat der letzte doch die ganze europäische Welt an den Abgrund gebracht, und was dieser Völkerhaß und dieser Krieg noch weiter in seinem Gefolge hat, wer kann das wissen? Kaum jemand hofft einstweilen auf bessere Zeiten.

Würden die Menschen nur auch durch diese schrecklichen Erfahrungen klug, an die Wurzeln aller Kriege die Axt zu legen, der Habsucht, Ehrsucht und Genußsucht zu entsagen.

So lange aber das böse Dreigestirn „Augenlust, Fleischeslust und Hoffahrt des Lebens", wie der Apostel es nennt, die Sonne bildet, zu der die Menschen verlangend aufblicken, wirds wohl mit dem „ewigen Frieden" gute Wege haben, es sei denn: die Erfindung und Ausbeutung der Naturkräfte erlangten, um Kriege zu führen, eine solche Höhe der Entwicklung, daß sie die Menschen unter ihre eigenen Trümmer begraben, wie das Auto den Chauffeur oder das Flugzeug den Leiter, wenn ihre Hand den Vögel nicht mehr zu leiten und der schnellen Bewegung nicht mehr Einhalt zu tun vermag.

Der ird'schen Güter bestes ist der Frieden,
Nichts Schlimm'res gibt es, als den Krieg hienieden.

Ein Wort, das nicht bloß für die Welt, sondern auch für jedes Haus, für jede Familie gilt. — Denn, wo Mann und Frau im Haus sich manchmal zanken — Da dauerts nicht lang, und auch die Mauern wanken.

In Herbsttagen auf dem Friedhofe.

Auf dem Friedhofe liegt zu allen Zeiten eine stille Melancholie. Wie sollte das auch anders sein? Kreuze und Gräber und Totenkränze stimmen nicht fröhlich. Jedoch ein Friedhof, wenn er schön ist und in Pflege gehalten wird, drängt im Frühling und Sommer diese Stimmung mehr zurück. Das frische Grün der Bäume, der herrliche Blumenflor, der Gesang so vieler Vögel läßt, es sei denn, man habe einen lieben Angehörigen vor kurzem begraben, wirklich unter Leichensteinen, fast vergessen, daß man auf einem Totenacker ist. Aber nun, wo der Herbst gekommen, da web. er dem Friedhof sein ihm eigentümliches und am besten stehendes Kleid.

Oder sind die trüben Nebel, deren kalte Tropfen einen schaudern machen, nicht das richtige Bild der trüben, traurigen Stimmung der Tiefen, die liebe Menschen in diesem Jahre hierhergebracht? Stirbt Mann und Frau, Mutter oder Vater oder eines der Geschwister oder ein geliebtes Kind, dann ist es ja für ein anhängliches Gemüt gerade so, als ob sich alles in der Welt in Nebel hüllte; alles wird kalt, frostig, nichts will einem so recht mehr freuen — es fehlt überall der freundliche Sonnenstrahl.

Und geht man an den Mauern vorbei und sieht da im Epheugrün die Blätter des wilden Weines sich rötlich färben, dann bedarf es nicht viel Nachsinnens, nur zu leicht bringt der Anblick das Bild der Freunde in Erinnerung, die langsam dahinstarben, wochenlang die roten Fieberrosen auf den Wangen.

Und geht man über die Wege, wo die welken Blätter fallen und dürres Holz die Schritte sperrt, gewahrt hier und da in den sich lichtenden Sträuchern ein leeres Nest, dann ist wie von selbst der ernste Gedanke nahegelegt, auch mir ist vielleicht nahe der Tag, wo mir das irdische Haus leer gelassen wird, sieh, wie manches, was einem im Leben und am Leben gefreut, fällt jetzt schon ab wie dürres Laub, es schwindet die körperliche und geistige Kraft und viel Schaffens gibts nicht mehr. Und wenn dann der Herbstwind rauschend durch die Aeste fährt und immer neues Laub einem um die Füße wirbelt, hört man dann nicht in diesem Rauschen die Stime der Natur, die allen Lebenden gute Nacht wünschen will für den Winterschlaf und grüßt einen nicht durch die raschentlaubten Zweige der bleiche Tod?

Und sieht man dann hinüber zu den Gräbern nach den letzten Blumen, die so farblos dastehen, geknickt vom Wind, beschmutzt vom Regen, zerzaust vom Sturm, der der schönen Rose nur noch das eine oder andere Blättchen, wie einem schönen Schmetterlinge ein Stück Flügel gelassen, sieht die letzten kleinen verkrüppelten Blüten, die noch mühsam ans Licht sich wagen, wer wir dann nicht erinnert: sieh, so greift der Tod mit kaltem Finger immer und immer auch in die Menschenwelt, um Welkes niederzustreifen, und neue Pläne nicht mehr zur Ausführung kommen zu lassen.

Und wenn man am Abend vom Fenster aus unter dem

strahlenden Mond die grauen Wolken eilig über den Kirchhof jagen sieht und dann plötzlich das schnatternde Geplauder der Wildgänse hört, die auf der Flucht vor dem Winter schnell durch die Lüfte segeln, ist es dann einem nicht, als vernähme man in ihrem Flügelrauschen und Geschrei den Ruf: „Heimwärts, bald heimwärts, in ein besseres Land?"

Und endlich, wenn alles welkt und alles dorrt und alles fällt, wenn alles fortzieht und so die Erde selbst ein großer, stiller Friedhof wird, den bald das Leichentuch des Schnees deckt, kommt einem dann nicht in den Sinn, wie viele von unseren Lebenshoffnungen welkten und dorrten und wie viel schöne Stunden sind vorübergezogen, so daß es einem summt und schauert durchs Gemüt wie verhallendes Glockengeläute und man in diesem wehmütigen Herbstgefühl auch sagen möchte:

Gar manchen Trost und manchen Traum
Hab ich zu Grab getragen;
Ein großer Friedhof war davon,
Ich seh die Male ragen.

Gewiß, die kahlen Aeste mahnen uns: Auch ihr müßt sterben und das gelbe Laub, das da zerstiebt und verweht, spricht deutlich und klar: so geht es auch mit eurem Namen, mit eurem Andenken und wenn dann im Westen der von der Herbstabendsonne so schön beleuchtete Wolkensaum langsam verglimmt und vergeht, meint man nicht auf dieser allmählig erbleichenden Himmelsschleife zu lesen:

Goldenes Entfärben
Dort am Wolkensaum,
Ach, Vergehen und Sterben
Kennt nicht Zeit noch Raum.

Immer tiefer, immer dunkler bricht die Nacht herein. Die Tore des Friedhofes sind längst geschlossen, auf den Wegen wandern keine Besucher, auf den Gräbern arbeiten keine Pflanzer und Reiniger mehr. Ganz still hängen die welken Blätter und warten auf den letzten Windstoß, der sie trennt von Baum und Strauch, im Westen ist der Mond der Sonne schon nachgezogen unter den Horizont; aber dahinten im Osten steigen die Sterne klar und freundlich immer mehr, immer lichter empor. Sie reden nicht und doch klingt es von ihnen laut und vernehmlich an unser Ohr:

Wir wandeln still und scheinen,
Ob unten schreitet Tod und Nacht,
Wir zeugen von dem Herrn, dem Einen,
Deß Vaterauge ewig wacht.

Gewiß, zum Himmel, wo die ewigen Sterne funkeln, erhebe auch dein Auge, wenn in Herbsttagen ein Gang über den Friedhof dich traurig und melancholisch stimmt. Dort, erhoben über und nicht erreicht von Erdenwechsel und Erdenweh, liegt deine Heimat. Dafür sorge, daß du aus dem, was du hier im Leben säest, dort oben zur Erntezeit dir Weizengarben binden kannst für die herrlichen Kammern des himmlischen Reiches.

So will ich, bis erlahmen meine Nerven,
In treuem Dienste fort und fort mich mühen,
Und wo so hoffnungsreich die Sterne glühen,
Im Sternenmeer vertrauend Anker werfen.

Abraham a. S. Clara.

Ein scharfer Geist im Ordenskleid — Der Stolz, die Zierde seiner Zeit — Der Kirche frommer Diener! — Es lief das Volk, wenn Sonntag kam — Zu hören Pater Abraham — Den großen Augustiner.

Begeistert braust sein Redestrom — Erschüttert jedes Herz im Dom — Selbst Sünder, die verloren, — Es geißelt derb sein scherzend Wort — Mit heit'rer Wendung immerfort — Die Torheit und die Toren.

Die Brüder, denen Aerger schuf — Und Neid sein großer Rednerruf — Sie stellen eine Falle — Versuchen listig es einmal — In seiner Ehre Goldpokal — Zu träufeln etwas Galle.

Dort wandelt er den Klostergang — Mit seiner Predigtschrift entlang — Die soll die Welt erbauen! — Ob er wohl ohne Grübelei — Und Studium aus dem Stegreif frei — Zu pred'gen sich getrauen?

So fragen sie. Er tritt hervei — Der hag're Mönch und spricht: „Es sei. Ich will mich's unterstehen — Sucht einen Bibeltext heraus — Den laßt mich in dem Gotteshaus — Auf meiner Kanzel sehen."

Am Sonntag ist die Kirche voll — Wie immer, wenn er pred'gen soll — Kein Plätzlein mehr zu kriegen — Und wie er auf die Kanzel steigt — Ein Schalk sich zu dem andern neigt — „Heut wird er unterliegen."

Im weiten Raum regt sich kein Laut — Ein jeder auf den Pred'ger schaut — Den alle ehren, lieben. — Nun steht er oben, find't sein Blatt — Wie man es ihm versprochen hat — Doch, sieh da! — unbeschrieben.

Er wendets hin, er wendets her — Nach rechts, nach links, das Blatt bleibt leer — Streckt Abraham die Waffen? — Da spricht er heitern Angesichts: — Nichts hier, nichts dort — Es hat aus nichts — Der Herr die Welt erschaffen.

Ein Riesenthema! Mächtig reißt — Ihn mit sich fort der heilge Geist — Es prächtig zu gestalten — Und es gesteht der Brüder Schar — Daß dies die schönste Predigt war — Die jemals er gehalten.

Nach der Erntezeit.

Wenn Korn, Weizen und Hafer eingeheimst und so die Ernte zum großen Teil zu Ende ist, im Monate September, finden auf dem Lande die Kirmessen statt. Sie haben in unserer Zeit gegen früher viel an Bedeutung und Reiz verloren, denn heute ist beinahe auf jedem Dörfchen und jedem Dorf und dazu fast jeden Sonntag etwas los, fast jeden Sonntag Kirmes. Und wenn nicht im eigenen, dann sicher auf dem Nachbarort oder im nahen Städtchen oder in der Stadt, zu denen man leicht mit der Elektrischen oder der Eisenbahn kommen kann. Früher kamen die Musiker mit Horn, Klarinette, Baß und Geige nur am Kirmestage und spielten zum Tanze auf und die Jugend, damals gerade so lebenslustig wie heute, war damit zufrieden.

Es ist nun leicht begreiflich, daß man das frohe Kirmesfest, zu welchem auch immer Verwandte und Bekannte von nah und fern eingeladen werden, in die Herbstzeit verlegt. Im Sommer haben die Leute wegen der vielen Arbeit auf dem Felde keine Zeit zu Besuchen und Hände und Füße, die den ganzen Tag beim Mähen und Garbenbinden tätig sind, sind zu müde, sich am Sonntage im Tanze zu verbinden und zu drehen.

Wenn man aber die Stimmung draußen in der Natur betrachtet, sollte man meinen, Musik und Tanz und Spiel passe wenig in diese Herbstzeit. Das Feld selbst mit seinen Stoppeln, durch die der kalte Wind daher fährt, bietet einen trüben Anblick, die Blätter welken und sinken ins dürre Gras, große dunkle Wolkenmassen sammeln sich am Himmel und legen sich vor das Himmelslicht der Sonne, trübe Nebel hüllen Wald und Feld in ihren grauen Mantel, die Sommerfäden in der Luft spinnen die Winterwolle, die Vögel ziehen dem Süden zu und rufen: „Es wird unwirtlich, wir verlassen das Land", die alten Leute frösteln und meinen, man könne bald das Oefchen vertragen. Also gewiß eine Zeit, die nicht gerade zu Frohsinn lockt.

Doch an all das denken die Menschen nicht, wenn es sich ums Vergnügen handelt. Wie viele, die sonst jeden Groschen herumdrehen, sollen sie für einen guten Zweck etwas hergeben, springen am Tanzabend mit zwanzig und fünfzig Mark Geldscheinen um, als hätten sie noch viel weniger Wert, als sie ihn schon haben bei der niedrigen heutigen Valuta. Sie können sich ja allerdings in gewöhnlichen Zeiten zu großer Sorge auch entschlagen. Sie haben ja den Weizen in die Scheune gesammelt und schon geht der Saemann wieder übers Land, um für die Ernte des kommenden Jahres den Samen auszustreuen.

Eines nun ist doch merkwürdig und ein Zeichen meine ich, großen Leichtsinns. Wir hätten gewiß Ursache, jetzt nach den fürchterlichen Kriegsjahren und all dem Elend, das sie über Millionen Familien gebracht, die Buß- und Trauerglocken zu läuten und in ernster Gewissenserforschung über unsere Schuld vor Gott nachzudenken. Und hätten wir nicht ebenso nötig, bei den traurigen Zeiten, die uns noch bevorstehen, in uns zu gehen, ernsten Gedanken Raum zu geben, uns von unserer Selbstsucht und dem schrankenlosen Egoismus frei zu machen und uns darauf zu besinnen, daß die unmäßige Vergnügungssucht und das Allesgenießenwollen ein Verbrechen gegen diejenigen ist, die durch die Verhältnisse zum Entsagen und Entbehren gezwungen sind.

Man muß nicht entgegenhalten: „Gerade diejenigen sind heute die Vergnügungssüchtigsten, die am meisten nötig hätten, sparsam und haushälterisch mit dem Ihrigen umzugehen. Man schreit nach hohen Löhnen und diejenigen, die sie verdienen, sind die genußsüchtigsten. Man verlangt verkürzte Arbeitszeit und nach 4 Uhr werden die Stunden im Wirtshaus beim Kartenspiel und beim Bier- und gar beim Weinglas totgeschlagen. Mag sein, aber wenn viele so unverständig und unbesonnen handeln, soll dann jeder sich mit in den Leichtsinn hineinziehen lassen und mit auf dem Vulkane tanzen? Sollen wir alle uns das Wort des alten, gottvergessenen Weltmenschen zu eigen machen, von dem in der hl. Schrift geschrieben steht: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot?" Das waren die waschechten Egoisten, die so sprachen und auch heute gibts ihrer leider noch viele in allen Ständen. Kehrte doch die Liebe, die Gottes- und Nächstenliebe in das Leben der Menschen zurück, sie allein kann die Welt erneuern und retten.

Trübe Wolken, Herbstesluft — Einsam wandl' ich meine Straßen — Welkes Laub, kein Vogel ruft — Ach, wie stille! wie verlassen! — Todeskühl der Winter naht — Wo sind Wälder, eure Wonnen! — Fluren, eurer vollen Saat — Goldene Wellen sind verronnen! — Es ist worden kühl und spät — Nebel auf der Wiese weidet — Durch die öden Haine weht — Heimweh; — alles flieht und scheidet — Herz, vernimmst du diesen Klang — Und des Herbstwinds banges Klagen — Zeit gewesen wär es lang — Ernste Wahrheit uns zu sagen — Herz, sag an, wie viel und oft — Hast du Weh bereitet andern — Nicht erfüllt, was sie gehofft — Nun ist's aus, wir müssen wandern — Doch auf unserm letzten Gang — Noch die Lieb uns Menschen eine — Daß auf unsers Grabes Hang — Niemand, als der Regen weine.